

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

28.5.1922 (No. 22)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 22



28. Mai 1922

Rudolf K. Goldschmit / Diotima.

Diese Geschichte ist oft erzählt und beschrieben worden: 1786 heiratete ein 17jähriges schönes Mädchen Susette Borkenstein aus Hamburg den Frankfurter Bankier Jakob Friedrich Gontard. Solche Ehe tragen in sich die Gefahr der Zerbrechlichkeit: Ehen des Nebeneinander, nicht des Miteinander. Ein sachlich klarer, nüchtern auf alle materiellen Dinge gerichteter Mann ohne geistige Interessen, ohne geistige Bedürfnisse und ein zartes sehnsuchtskrankes Frauengeschöpf, sankt im Rhythmus aller Lebensgewohnheiten. Sie gebärt ihm Kinder. Aber solche Frauen schleppen lange unerfüllte Sehnsüchte mit sich herum, bis sie selbst zerbreehen oder bis irgend ein Mann ihren Weg überschreitet, Halt macht und sie weitergeleitet in der Richtung ihrer Wünsche, Hoffnungen, Sehnsüchte. Susette Gontard wäre vielleicht an der Seite ihres Diesseits-Mannes irgendwann einmal wunschlos geworden, hätte in stiller Entfugung, in freudloser Hausbackenheit alles begraben, was in ihr schlummerte. Aber im Dezember 1796 tritt ein junger Hauslehrer aus Schwaben zur Erziehung der Kinder im Hause Gontard ein: ein stiller, schlanker Mensch mit Augen der Träume, und der blonde Schwabe mit dem weichen Dichternamen Friedrich Hölderlin ward und fand hier Schicksal und — Vollenbung.

Der Bankier Gontard verbringt seine Abende im Klub, beim Kartenspiel, beim Geschäft; indessen führt dieser junge Schwabe mit den langen seidenfeinen, blonden Haaren und der sanften, milden Stimme die junge, in einer hohen Ehe lebende Frau, die so viel unerfüllte Sehnsüchte im Herzen trägt, in neue Welten ein, in Welten der Schönheit und des Glanzes. Hellas und deutsche Kunst werden ihr erschlossen. Und eine große deutsche Seele. Hölderlin erzählt ihr von einem großen Roman, den er begonnen hat, und in langen Abendstunden, wenn die Kinder zu Bett gebracht sind und der Gatte beim Kartenspiel weilt, liest er ihr aus dieser Dichtung „Hyperion“ oder „Der Eremit in Griechenland“ vor. Diotima heißt die Frau aller Liebe dieser Dichtung. Diotima: er denkt an jene Priesterin Diotima im Gastmahl des Plato, die den Sokrates über das Wesen der Liebe belehrt und die letzten Weisheiten und Erkenntnisse sagt. Und rasch gewinnt diese Diotima seiner Dichtung Leben und wird ihm Schicksal in Susette. Schon im Sommer 1796 finden sich die beiden. Und aus dieser Liebe, das gibt uns allein das Recht, über sie zu sinnen, ihr nachzuforschen, aus dieser Liebe wuchs Hölderlins Dichtertum zu eigenen Formen. Er schreibt kaum mehr gereimte Strophen, jenes fast mystische Verhältnis Hölderlins zur Sprache, zum Wort beginnt. In den freien Rhythmen wird dranghaftes Erleben Gestalt. Erst von da ab ist er Hölderlin und die herrlichsten Strophen quellen aus diesem Erlebnis. Die Gedichte, die Hölderlin an Diotima-Susette richtete, gehören zu seinen schönsten Gaben. Wer denkt nicht an Goethes Wort für Frau von Stein: „Ach, Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau“, wenn er Hölderlin hört:

Diotima! Ehles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Gib ich dir die Hand gegeben,
Hab ich ferne dich gekannt.

Zwei Jahre dauert der Traum zweier Menschen. Der harte, brutale, egoistische Bankier läßt in der Hohlheit seines

ungeistigen Wesens den armen Dichter die ganze Last seiner Abhängigkeit fühlen. Dienstbotenklatsch machen Gontard eiferfüchtig und nach einer schroffen Auseinandersetzung zwischen Gontard und Hölderlin verläßt der Dichter das Haus. Rasch rollen sich die Schicksale der Liebenden ab, so romantisch-romanhaft, so empfindsam für den Betrachter, daß fingerfertige Romanschreiber und Literaten gar nicht viel zu erfinden brauchen, um eine Geschichte der Sehnsucht aus diesem Erlebnis der Sehnsucht zu bilden. Wie Hölderlin in die Fremde irrt, überall Schiffbruch erleidet, nach wenig Jahren seelisch zusammenbricht, um dann 40 Jahre lang in Unmachtung zu leben, nur selten den Namen Diotima noch hauchend, dieser Lebensweg ergreift uns. Und rührend ist es zu lesen, wie in Tübingen an schönen Sommerabenden ein Kreis in langen, weißen, wallenden Haaren in den Weinbergen dahinwandelt, oder in langen Mondnächten an seinem Fenster sitzt und in die Landschaft hinausträumt von uns unerschlossenen Welten: Hölderlin.

Schon um 1800 war die lange Dämmernacht des Geistes für Hölderlin angebrochen. Aber der Schleier legte sich erst ganz um den Schwerekranken, als er im Sommer 1801 die Kunde empfing, daß Susette Gontard, seine Diotima, gestorben war. „Trost weiß ich Dir keinen zu geben“, schreibt ihm sein Freund Sinclair, bei dem er nach dem Streite mit Gontard in Homburg Zuflucht gesucht hatte. „Du glaubtest an Unsterblichkeit, da sie noch lebte. Du wirst gewiß jetzt mehr daran glauben, da das Leben Deiner Liebe sich vom Vergänglichem geschieden hat. . . Sie ist sich bis zuletzt trenn geblieben. Ihr Tod war wie ihr Leben.“

Wie tief wohl das Verhältnis der beiden war, wußten wir bisher nicht. Weniges hatte uns Freundeshand überliefert; wir lasen aus den Gedichten und dem Hyperion-Roman. Nur die Entwürfe zu drei Briefen Hölderlins an Diotima kannten wir, die Briefe des Dichters selbst sind verschollen und lange hielt man auch die Briefe der Diotima an Hölderlin für verloren. Ja, man zweifelte, ob überhaupt die Gefühle Diotimas-Susettes für Hölderlin in jene Bezirke der Liebe hineinreichten. Und unsicher blieb es, ob sich die beiden nach der Trennung geschrieben oder wiedergesehen haben.

Kein Zufall, sondern reifliche Ueberlegung und taktvolle Rücksichten auf die Familie Gontard haben die Briefe der Diotima uns bis auf diese Tage vorenthalten. Eine Groknichte Hölderlins, Frieda Arnold, lebt in Heidelberg. Sie hat die Briefe der Diotima als treuen Schatz von ihrem Bruder, dem bekannten Heidelberger Mediziner Arnold, übernommen. Jetzt hat sie sie, mit einem Nachwort versehen und unterstützt von dem Frankfurter Literaturhistoriker Carl Victor, im Inselverlag herausgegeben. Victor hat ein gut orientierendes Nachwort mit eingehenden Erklärungen geschrieben, den Text revidiert und die undatierten Briefe chronologisch geordnet.

Wir blättern in diesen Briefen und eine edle, unglückliche, vor Sehnsucht verbrennende Frauenseele wird lebendig. Neue Wege öffnen sich zu Hölderlin und neue Wege zu tiefen menschlichen Dingen, die an die letzten Geheimnisse großer Schicksale rühren.

Keine starke intellektuelle Kraft spricht aus ihren Briefen, keine romantische Frau wie Rachel oder Karoline Schlegel und

keine jungdeutsche Dame wie Charlotte Stieglitz, die alle in sich die besondere Mission der Literatordame, der Muse gefühlt haben. Selbst über eine Reise Diotimas nach Weimar, wo sie Herder und Wieland sieht, lesen wir nur die nackte Tatsache. Vielmehr ein zartes feines, sensiblen, und auf jede Stimmung leicht reizbares Geschöpf, das sich nicht über literarische oder ästhetische oder philosophische Probleme unterhält, sondern die Briefe nur benützt, um ein seelisch unendlich reiches Ich darin zu entladen und die gewaltige Kraft einer reinen Liebe und einer großen Sehnsucht darin ausströmen zu lassen. Die Sprache ist nicht gefeilt, die Orthographie willkürlich wechselnd, die Sätze erhalten Form und Rhythmus nur aus der unmittelbar gefühlten Situation, aus der Leidenschaftlichkeit des Augenblicks, und wenn man sie bei aller Ungelesenheit der Sprache doch liest, wie ein leise fast hingehauchtes Gedicht, dann ist diese Wirkung eben Kennzeichen für die Reinheit und Schönheit dieser Frauenseele. Diotima, wie sie der Dichter fortan nennt, hat auch Hölderlin tief geliebt. Dafür sind diese neunzehn Briefe wehmütig stimmendes Zeugnis. Einmal erfahren wir auch, daß und wie sich die Liebenden nach jener ersten brutalen Trennung wiedergesehen haben. Diotima schreibt Hölderlin nach Homburg ins nahe Exil:

„Du kommst also den Iten Donnerstag im Monath, wenn es schön Wetter ist, gehet es nicht, kommst Du den nächsten und so immer nur an einem Donnerstag, damit das Wetter uns nicht irrt. Du kannst dann auch Morgens von Homburg weg gehen, und wenn es in der Stadt 10 Uhr schlägt, erscheint Du an der niedrigen Hecke, nahe bey den Pappeln, ich werde dann oben an meinem Fenster mich einfinden, und wir können uns sehen. Zum Zeichen halte Deinen Stock auf die Schulter, ich werde ein weißes Tuch nehmen. Schließe ich dann in einigen Minuten das Fenster, ist es ein Zeichen, daß ich herunter komme, tuhe ich es aber nicht, darf ich es nicht wagen. Du gehst, wenn ich komme, an den Anfang der Einfahrt nicht weit von der kleinen Laube; denn hinter dem Garten kann man wegen dem Graben sich nicht erreichen und eher bemerkt werden, so deckt mich die Laube, und Du kannst wohl sehen, ob von beiden Seiten niemand kommt, um daß wir so viel Zeit gewinnen, unsere Briefe durch die Hecke zu tauschen. Den anderen Tag, wenn Du wieder zurück gehst, kannst Du es um die selbe Zeit noch einmal wagen, wenn es den ersten nicht gelingen sollte oder wir auf die Briefe noch zu antworten hätten. Wie es mir unangenehm ist, so intrigantartige Pläne zu machen, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Deine zarte Seele stößt sich gewiß daran, und Du leidest mit mir. Aber verdienen kannst Du mir es nicht, weil ich es nur aus der edlen Absicht tuhe, das schönste und beste unter den Menschen nicht zu Grunde gehen zu lassen.“

Diese Liebe der beiden, auch dafür zeugen die Briefe, ist vor allen Schwingungen und Beziehungen Geistesliebe. So stark die Sehnsucht des Herzens nach Wiedersehen schreit, sie weiß, wie Hölderlin leidet und bringt das Opfer: „Wenn Du auch glaubst, daß es gut ist, in der Wirklichkeit eine gänzliche Scheidung zwischen uns zu machen, ich will Dich darum nicht verkennen: die unsichtbaren Beziehungen dauern doch fort und das Leben ist kurz. Weil es kurz ist, es verschmerzen? — O sage, wo finden wir uns wieder?“ Sie klagt, wenn sie sich des furchtbaren Geschehes ihrer Pflicht erinnert. Sie berichtet ihm, wie sie lebt, wie uns was sie arbeitet, wie schal und leer sie alles sogar in der Küche empfindet, ja wie sie selbst dunkle Mächte von ihren Kindern wegziehen. Sie sitzt im Zimmer Hölderlins und träumt von dem Verstorbenen; sie fährt freudig mit der Hand über banale Dinge, die er zurückgelassen. Ihr sind sie kostbare Reliquien. Sie muß feststellen, wie sichtlich den Kindern Hölderlins Einfluß fehlt. Von alledem erzählt sie in diesen Briefen. Und das metaphysische Grundgefühl dieser un-intellektuellen, nur-seelischen Frau ist immer außerordentlich

stark. In geheimen Fäden fühlt sie sich dem All verbunden. Sie meditiert: „Ich kann das Wort Zufall nicht wieder aus dem Kopf bringen. Es gefällt mir nicht. Könnte man nicht auch sagen, die geheime Verkettung der Dinge bildet für uns etwas, das wir Zufall nennen, was doch aber notwendig ist... doch gehen die ewigen Naturgesetze immer ihren Gang, sie sind uns unergründlich und eben darum tröstlich.“ Das ist nicht Sprache des Gehirns, das ist Ahnen der jenseitig fühlenden Seele. Wenn sie beim Schreiben die Nüchternheit überwältigt, dann werden die Sätze gebrochen, werden zu Stammeln des Leides. Und immer wieder klingt und braust der Schrei der Liebe: „Wie es mich schmerzt daß ich Dir nicht mündlich sagen kann, wie sehr ich Dich liebe, ist unbeschreiblich... So lieben wie ich Dich, wird Dich nichts mehr, so lieben wie Du mich, wirst Du nichts mehr.“ Sie sucht die Einsamkeit auf. Ihr Leben wird — die Briefe sind schmerzliche Dokumente dieses Daseins — eigentlich nur noch ein Weg-Leben von dem ungeliebten Handelsmenschen Gontard, ein Hin-Leben zu dem fernem Geliebten. Und aus diesem Hin-Leben zu Hölderlin schreibt sie: „Mein Herz... sehnt sich nach Wirklichkeit, nach dem Widerhall der Liebe. Selbst durch meine tiefsten Gedanken finde ich nichts Wünschenswerthes als die innigste Beziehung der Liebe. Denn was kann uns leiten durch diese zweideutige Leben und Sterben, als die Stimme unseres besseren Wesens... Aber diese Beziehung der Liebe besteht in der wirklichen Welt, die uns einschließt, nicht durch den Geist allein, auch die Sinne (nicht Sinnlichkeit) gehören dazu. Eine Liebe, die wir ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch fühlen... würde am Ende zur Träumerei werden oder vor uns verschwinden.“ Wenn zwei Seelen solcher Grundhaltung sich finden, ist es Schlafzimmernengier und Kammerdienerfrechheit, zu fragen, ob diese Liebe nur auf Geist gegründet war, ob sich nicht auch die Körper fanden in jeltiger Verbundenheit. Das Wissen darüber würde uns nicht reicher machen; solche Fragen sollen immer Geheimnis der Liebenden bleiben und es ist deshalb auch müßig, mit dem verdienten jungen Herausgeber zu streiten, der an eine reine Geistesliebe glaubt.

Von September 1798 bis Mai 1800 reichen die Briefe. Die Schlüßworte ihres letzten Briefes sind ergreifendes Gestammel des Leides: „Am Ende müssen wir doch wieder — werden, doch laß uns mit Zuversicht unseren Weg gehen und uns in unserem Schmerz noch glücklich fühlen und wünschen, daß er — — — lange noch für uns bleiben möge, weil wir dann vollkommen edel fühlen und gestärkt — — — Leb wohl! Leb wohl! Der Segen — — — sey mit Dir“ — — —

Hier bricht der Brief ab. Hölderlin wandert weiter. Zwei grenzenlos unglückliche Menschen sehen sich nicht mehr. Zwei Jahre später ist Susette-Diotima tot; man sagt, an Ansteckung bei Pflege ihrer kranken Kinder. Wer wagt, dunkle Gesetze des Schicksals zu ergründen? War nicht dieser Tod Notwendigkeit, Erfüllung? Wie Hölderlins Wahnsinn, der nicht sterben durfte, weil dieser Geist nicht als der eines Frühvollendeten abbrechen, sondern langsam hinüberwallen mußte in Welten, die der Wirklichkeit und dem Alltag entrückt waren. Nur selten, hörten wir, gedenkt er im Wahnsinn der toten Diotima. In fragmentarisch zerstückten Strophen schreibt er solche Worte

An Diotima:

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind,
Ich dir noch kennbar bin, dir Vergangenheit,
O du Teilhaber meiner Schmerzen!
Einiges Gute bezeichnen dir kann...

Dann legt er plötzlich die Feder weg und schweigt. Oder flüstert den Namen Diotima. Die, an die der Ruf gerichtet, hört ihn nicht. Und die braven armen Tischlerseheleute, bei denen er untergebracht ist, schütteln den Kopf. Sie verstehen ihn nicht. Oder sie meinen, er spräche von der Heldin seines hyperion-Romans: Diotima!

Heinrich Vierordt / Zwölf deutsche Sprüche.

Deutsche Sprache, sprudle hell,
Wie des Berges laut'rer Quell,
Ohne welschen Fremdlingstand,
Goldklar ström' aus Gottes Hand!

*

Das Volk ist die ewige goldhaltige Quelle:
Da tauche hinein,
Da bade dich rein,
Da nehe dein Aug' in verjüngender Helle!

*

Volkslieder in Volkes urwüchsiger Zungen
Die hat der Herrgott selber gesungen.

*

Deutsch ist, wer Deutschlands Sprache spricht,
Er mag es wollen oder nicht,
Sel's lieberfüllt, sel's hakerpicht,
Sel's schmollend gar abseits geschlichen —
Ist auch der Grenzpfahl anders angestrichen!

*

Prosa darf sein bedachtvoll, kühl und klug —
Doch willst du hoch der Dichtung Schwingen regen,
Da ist das kühnste Wort nicht kühn genug,
Nicht leidenschaftlich, nicht genug verwegen.

*

Die Sprache selbst an Tiefinn übertrifft
Des größten Genius abgrundtiefste Schrift.

*

Sprich jedes Wörtlein bildhaft aus
Und sprudle keinen Brei heraus:
Jeweide Silbe, gemeißelt gesprochen,
Sei nährendes Mark, sei kräftiger Knochen!

*

In schneeglänzhellem Alpenland
An eines Dorfschulhauses Wand
Ich groß gemalt die Worte fand:
„Juventuti et Patriae“. —
Was hängt ihr am Latein so zäh?

Schreibt deutsch und deutlich an die Wand
Für jedes Bauernkinds-Verstand:
„Der Jugend und dem Vaterland!“

Ihr treibt Latein noch viel zu viel —
Zum Kluckuck mit dem lateinischen Still!
Verschont mit den grauen, papier'nen Gespenstchen
Der armen Kinderchen Dirnchen und Wäntchen!
Pactt Alt- und Mittelhochdeutsch lieber
Der deutschen Jugend in ihren Schieber:
Daß die prächtigen Jungen sich baden in hellen,
Goldig frudelnden Mutter sprachquellen!

Fremdwort! magst manchmal uns dienen
als Knecht,
Zuweilen erwerben gar Bürgerrecht;

Doch wirst du der eigenen Sprache zum Bürger,
Dann zur Haustür hinaus mit dem Ehrenbürger!

Deutsche Buchstaben in einem Buch
Atmen deutschen Waldbodengeruch;
Lateinische Lettern, im Schulmeisterfrack,
Duften gelehrt nach Schnupftabak.

Alle Bücher künftig lateinisch gedruckt?!
Wahrhaftig, schon in den Fäusten mir's juckt,
Den Dieb, der deutsche Schrift uns will fernem,
Zu zerdreschen mit Keulen und Morgensternen.

Ist die Schrift erst, die herrliche, kräft'ge, gefernt,
Steht bald auch die Sprache des Marktes entfernt!
Nein, geschrieben nicht nur und gedruckt nicht nur,
Gesprochen auch werde mit deutscher
Fraktur!

Fritz Kopp / Das Versprechen.

Der Mai ließ sich hold an, gar zu lieblich, wie die Leute meinten, als daß man ihm trauen dürfe.

Dem Schreiner-Voisl lag wenig daran. Er hatte mit sich zu tun, brütete auf der Hausbank seines Meisters, den Blick in den Grasgarten gehetzt. Verückender Duft schwamm herüber. Zwitschern und Gesumme füllten jeden grünen Winkel unter den Baumsträufen. Sie schmiegen sich bräutlich an ziegelantene Dächer, prangten vor aufleuchtenden Giebeln im Abendschein. Der wob Dächer, Rauch und Blust ineinander, seidenweich, rosig und blau.

Mehr Regen brauch't's, sagten die Leute. Mit der Blüte ginge es zu forsch, mit dem Wachstum zu lahm. Aber zufrieden müsse man sein, daß wenigstens kein Krieg mehr wäre und halt zuwarten können. So und ähnlich im Vorbeigehn, strahlten sie ungewollt, warfen guten Abend über'n Zaun und manchen Blick oder Scherz zu den drei Mädchen herüber, die neben dem Gräbber auf der Bank saßen. Sie hatten was zu tuscheln und zu kichern und hielten an sich; und aus gutem Grund. Wo die Sofie den Text angab, ging es immer auf jemand's Kosten und diesmal natürlich auf die Seinigen, obs ihn auch kalt ließ und das Kätherle nicht gerne mitmachte. So viel merkte er schon an der Art, wie sich's neben ihm krümmte, bisweilen seine lahme Rechte streifend, was ihm wohlthat.

Allerdings, wenn Nachbars Marie am Plazen war, gab es auch für sie kein Halten mehr, und der Rothhaarigen sollte eines widerstehn. Die konnte eben nicht gegen ihre Natur, zumal wo er dabei hochte wie ein Delgöke, abwendig von Blust und Lust und sie mit seiner Kummerniene ärgerte. — „Du bist schuld“, schien der klozige Kopf zu sagen, „daß es so gekommen ist“, stand in den hängenden Mundwinkeln. Der ganze Mann ein stummer, stobiger Vorwurf an sie, nur an sie. Als ob sie dafür könne, daß der Badder ihn nicht länger verhalten wollte. Das trug er ihr, ausgerechnet ihr nach. Fragt sich nur, wer nachträglich war, sie oder er. Wer hatte neulich erklärt, sie sei verdreht, eine Schraube also, giftig dazu und nicht umsonst noch ledig?

Na ja, sie war darüber hinaus, hatte, weiß der Kluckuck, Sumor genug, sich über ganz andre Dinge hinwegzusetzen, mußte den Kopf aufrecht halten für's ganze Haus, seitdem der Sepp fehlte. Somit war das Lachen ihr gutes Recht und jeder Anlaß dazu willkommen. Und den hatte diesmal das Babettl gegeben, das schliche, stocktaube Babettl, das dem Voisl seine Bügelwäsche besorgte. Das konnte sich nicht verneifen, den schwarzhaarigen Gesellen ein bißchen anzuhimmeln, was schon komisch genug war, die Sofie aber auf den Gedanken brachte, die Zweie täten am Ende nicht schlecht zusammenpassen. Denn warum? „Sie redet nix und er nicht viel, so zwei verhedern sich nicht leicht, und wo die Frau schweigt, gibt es schon keine Gardinepredigt.“ — So ungefähr hatte es angefangen. Weil dann die Marie gemeint hatte, ganz so harmlos sei das Babettl doch nicht, fehlten ihm auch die Zähne, um Haare darauf zu haben, so trage es dafür ein Kröpflein voll Bosheit mit sich herum, wollte das die Sofie wieder nicht gelten lassen.

„Ja, was, das Babettl und boshaft! So was von gut lebt überhaupt nimmer — unterm gleichen Dach“; wogegen nichts einzuwenden war, indem die Betreffende mit ihren Klazen allein häuße. „Nein, wie ich es kenne, täte es ihm jeden Wunsch an den Augen ablesen. Und was hat er für schöne Augen? Zweiflerlei sogar, himmelgrün und schneebraun, modern halt. Meiner Seel, wären wir noch jung!“ So machte sie weiter, zum Schließen, zum Vertragen. Die Marie schrieb, das Kätherle ächzte: „Ich kann, ich mag nimmer!“ Darauf der rot-haarige Rader: „Aber ich mag ihn, Kind, hast es doch geseh'n.“ Und wie sie dann das Babettl agierte, das Fingerchen im Mund, die Augen verdreht, die im Abendschein grün schillerten, da konnte auch die Marie nimmer. Sie schnappte nach Luft, hätte die Note ums Haar von der Bank geholt, was wiederum zum Knallen war. „O mein, o weh, o schau!“

Dem Kätherle tat alles weh. Es biß sich dazu noch auf die Zunge.

Schließlich wurde es dem Voisl einfach zu dumm. Er war sonst keiner von denen, hätte sie kälbern lassen bis anno Du-wack. Aber man hat auch hinten Augen, sieht, was man gar nicht will und was einfach zu viel ist. Und so konnte er sich nicht enthalten, etwas in den Bart zu brummeln, bloß für sich, versteht sich, doch leider verständlich genug, ausgerechnet für die Käther, die er gar nicht gemeint hatte.

Nur zu gut freilich glaubte es verstanden zu haben und auf wen er gezielt hatte mit seinen hitzigen Umseln, allwo es juckelt im Mai. „So ein Ruppfach, als ob es, es —“

Ihr roter Kopf sagte den andern genug und machte ihn noch grantiger, indem er gerade sie nicht gemeint hatte, so daß er einfach heraus lassen mußte, was er die Zeit über gedacht hatte: „Lachet, lachet, so lang ihr noch könnet.“ Alle drei zuhren sie zusammen. Er war selber überrascht davon. Die Sofie hatte eine Art, die Brust zu spannen und das Kinn darauf zu stemmen. Ein Staatsweib. Nachbars Marie schien daneben gestaucht. Das Kätherle hätte können ihre Tochter vorstellen. „Jest, was sollen wir nit lachen“, murkte sie, „und was heißt das „könnet“?“

Er strikte durch die Zähne, sagte nichts, wog nur die lahme Hand hin und her. Wartet ab, hieß das oder noch was Schlimmeres. Eine Drohung war es, dem Sepp galt es, dem verschollenen Bruder, auf dessen Heimkehr man bis zur Stunde noch hoffte. Wenigstens tat man so, seiner Braut, der Marie wegen und aus Pietät halt. „Haltet mir die Marie warm“, hatte er geschrieben, in jedem Brief, bis keiner mehr gekommen war. Und darum sah sie immer noch da und wartete und wurde nicht jünger dabei. Das alles schoß der Großen jetzt durch den Kopf und noch was mehr. Aber sie kniff die Lippen ein, die so gut hatten wiggeln können. Nur die Klazenangen funkelten, als er durch „ihren“ Grasgarten schob, wo „ihre“ Wäsche bleichte, worinnen kein Suhm was zu suchen hatte und er rein gar nichts verloren. Soviel durfte sie wenigstens sagen. Und sie wolle es ihm schon stecken, sagte sie, und wenn ein Vorhangschloß aus Gatter müsse für die Zeit seines Herfeins noch.

Nachbars Marie stuchte: „Wieso das?“ Sie hatte sich breit gemacht und sah doch so klein und gedrückt aus.

„Weil er aufgefündigt wird“, brummte die Groöke.

„Der Voisl?“

„Weil das Geschäft keinen Mann mehr trägt, der für zweie einbrennt und nur für 'nen halben schafft.“

„Beim halben Lohn, versteht.“ Das Kätherle hat sich richtig verschnappt und biß sich wieder auf die Zunge.

Die Klazenangen schillerten. „Komm nur dem Badder da damit. Als hätte er ihn nicht aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen, aus Pietät, wie man sagt, zu unserm Sepp. Jawohl, von dem er noch gute Nachricht brachte, jawohl. Wir wissen, was wir wissen, gelt Marie, und wer uns die Zeit her, zwei Jahre bald, hingehalten hat mit seinem ewigen: Er lebt, er kommt wieder, so wahr als ich dastehe.“ — „Und er kommt auch“, troöte das Kätherle und suchte der Marie Hand zu streicheln, die immer was zu häckeln hatte, immer an der Aussteuer schaffte, als läge sie nicht seit Jahren bereits fix und fertig im Kasten. „Und ob er kommt, und wenn er kommt“, fuhr die Groöke fort, „so brauchen wir den nicht dazu“. Sie hoffte nichts mehr, hätte lieber weiter gekehrt und gesagt, daß auch der Voisl nicht mehr hoffe, und zwar nicht seit heute erst, sondern seit der Stunde, wo ihm der Boden wackte. Sie hielt an sich und begnügte sich mit der Feststellung, daß Gnade und Barmherzigkeit schon lange genug gedauert hätte, daß man dem unheimlichen Menschen nachgerade nichts mehr schuldig sei. Sollte das Nesthoderle etwas dagegen sagen, wenn es konnte; es tuschte sich wohlweislich. Und die verhärmte Braut, die Marie, stimmte ihr nicht nur zu, sie brachte es fertig, über den Undankbaren loszuziehen, der sich wahrhaftig nicht beklagen

dürfe im Vergleich zu andern, jawohl zu andern; sie wollte nicht davon anfangen und fing doch davon an und der ganze Groll kam dabei zum Vorschein, der Groll auf ihn, der sie zwei Jahre lang mit Sprüchen hingehalten, und auf ihre Ungläubigkeit und auf ihr ganzes Glend.

„Du mein“, das Kätherle hielt sich die Ohren zu und schämte: „Sündhaft, einfach sündhaft.“

Mit dem Spaß und Abendfrieden war es vorbei, mit dem Singen erst recht. Das Kätherle streifte, die Marie packte. „Zu hoch!“ mäkelte einer über'n Zaun. „Ja dir, uzte die Note, dir ist manches zu hoch.“ Niemand kehrte sich daran.

Der Mai ließ sich hold an, gar zu lieblich für die drei Herzen auf der Holzbank; was sollte ihnen der Duft, was die Blütenbäume, die gar so hochzeitlich durchs Dunkel schimmerten.

Die Jüngste hielt es einfach nimmer aus, wollte am Vater vorbei ins Haus witschen, da er mit der Zeitung heraustrat. „Wohin?“ fragte er, denn im Grunde lag ihm mehr an der Unterhaltung als an der Politik. „Gerade les ich da“, er warf ihr einen Blick zu, der sie zum Sitzen zwang, „les ich da, demnächst kämen wieder zweihundert Kriegsgefangene auf den Heimweg, die seither vermisst waren.“ Er hustete, um seine Erregung zu bergen, äugte hilflos durch die Hornbrille auf die Mädchen herab.

Nachbars Marie unterbrach die Stille: „Wenns doch Gottes Wille wäre; man hofft und hofft.“ Der Sofie strenger Kopf lehnt zurück, die Jüngste war vornüber gesunken. „Müde zu“, machte er und fing schließlich von den Geschäften an, wobei ihm die Marie wieder beisprang. „Wie stehts mit unserm Schrank?“ Er war gar nicht pressant, sollte nur Vertrauen dartun. Man hält sich an einem Möbel, man spricht vom Fertigmachen, so lange man noch hofft.

„Ja so der Schrank. Wenn ich nur mehr Hände hätte.“ Schon war das Kätherle auf dem Sprung zu sagen: „Was schickst dann den Teufel weg?“ Er kam von selber darauf. „Der Teufel, er ist recht, er schafft, was er kann, aber es ist ein Jammer mit ihm; nicht so sehr der Hand wegen. Man steht ihm manches nach, aber schließlich hat ein jedes mit sich zu holpern, kann nit noch andre aufmunten.“

So, das war es also, nicht die Hand, nicht das Essen, nicht das und jenes, wie die Sofie vorgab. „Er ist sonderbar“, sagte jetzt der Vater, „ich weiß nit, hält er mit was hinterm Berg oder drücken ihn die Erlebnisse, daß er immer wortfarger wird?“ Das Kätherle konnte sich nicht mehr halten: „Alleweil hast du recht, Vadder. Wer das erlebt hat, sagt er als, dem ist es nimmer ums Lachen.“ Einen Augenblick schien er sich zu besinnen, aber wieder höhnte die Grobhe: „Sagt er als, manuzt er als, mein Gott! Nein Vadder, du hast schon recht“, dann kam sie wieder mit ihrer Gnade und Barmherzigkeit und somit war nichts mehr zu wollen. Er sollte partout aus dem Haus einem andern weichen, der ihr vielleicht mehr zusagte.

Nachbars Marie schien darum zu wissen und der Vater war bereits müde.

Was also sollte es noch dabei? Sich noch mehr aufregen? Das Herz klopfte so schon zum Hals hinauf. „Im Grasgarten wartet was“, sagte das Herz. Richtig, die Wäsche! Das Kätherle hatte schon die Kanne im Arm. Niemand sagte ein Wort, als es in den Grasgarten eilte, wo der Sofie ihre Wäsche bleichte, brottrocken natürlich, genau wie sie. Die Kanne schlenkerte durch den Grasgarten, streifte frische Palmspitzen, bollerte zuweilen an runde Mädchenknie, wenn sie sich beugten nach Gänzblümchen oder Bergmeinnicht oder was sonst noch zu sehen war unter den dämmrigen Obstbäumen. Sie schlenkerte endlich rainab, den Weiden zu. Etliche waren lekten Winter erfroren, abgestanden. Zwischen den Strünken blanke der Bach durch. Ein Strunk rührte sich, als die Kanne bruttelnd ins Wasser sank. Der Teufel natürlich. „Du?“ staunte er und meinte, das Gieken sei doch sonst der Sofie ihr Geschäft.

„Ja, wenn sie gerade nichts Wichtigeres zu tun hat.“

Er begriff, daß es ihn anginge, daß nichts mehr zu wollen sei; sah zusammengerüttelt. Die Füße hingen schlaff in den Bach, der heimlich tat und mit Silber schacherte.

Sie mußte nicht, solle sie geben. Die Kanne zauderte noch. Er aber dachte: „Was will sie eigentlich? Wenn einem alles verschüttet ist, wird sich noch ein barmherziger Ast finden, sich dranzuhängen. Fertig, Schluß, ab. Sie werden es zeitig genug erfahren, aus dem Sozzeblättel unter der Aufschrift: „Das dankbare Vaterland“. Aber merkwürdig! Hatte er laut gedacht. Plötzlich spürte er ihre Hand auf der Achsel. „Teufel!“ Was wollte sie bloß? Warum stellte sie wieder ab? Wollte doch gieken. „Daß du weißt“, sagte sie hastig, „es ist nicht eigentlich wegen deiner Hand; du tätest mit was hinterm Berg halten, sagte der Vater. „Es ist auch wahr, ein Unheimlicher bist du schon.“ — Weg war das Mädchen, von der Dunkelheit verschluckt mit samt der Gießkanne. Und doch ein Leuchten hinterher. In sein eigenes Dunkel war eine Sternschnuppe gefallen. Das kalte starre Glend mit seinem „fertig, Schluß, ab“ klang noch einmal an zu zaudern, zu stirnrunzeln, zu fragen: „Wie, nicht die Hand? Unheimlich? Weil du heimlich tust, hinterm Berg hältst? Heimlich, unheimlich, das ist ein Zeug, keine Kat mag's fressen; so wirf es doch von dir.“

Er lauschte dem Klang der Kanne, zürnte dem Gemauschel des Bachs, dem Gefroszel der Silberpappeln, mit denen der Nachwind lieb tat. Zwischendurch vermeinte er Stimmen von denen auf der Bank zu hören, merkte dann, daß es die Immen seien, die noch nicht genug vom Blütenhonig geschleckt hatten und dafür von den Rotschwänzern geschnappt wurden. Deren Geschmäke brachten ihn noch mehr auf, bis das Bollern der Gießkanne wiederkehrte und damit Ruhe über ihn, so daß er endlich sagen konnte: „An mir ist nit unheimlich, als was — euret wegen hat sein müssen.“

„Schlupp“, die Kanne stand schottelnd im Graß. Er fühlte eine Hand auf der seinen. Die Hand zitterte, die Hand war eifrig, ahnte etwas Schreckliches. Er durfte das Mädchen nicht lange foltern, war er auch niemanden verpflichtet. Gewiß, eine kurze Zeit hatte er geglaubt, es gäbe was zwischen ihnen beiden. Das war abgetan, verschüttet, zugehaufelt mit Hohn, mit — er dachte ans Babettl. Sie sagte plötzlich recht barisch, er glaubte ihre Schwester zu vernehmen: „Vom Sepp natürlich, was denn sonst?“

Das kränkte ihn nicht einmal. „Geschieht dir schon recht“, sagte er sich, „du hast wieder den einzigen Moment verpaßt, müßt noch einmal beim Guten anfangen.“ Es lag Heilung in dem Entschluß. Er mußte selbst nicht, wies. Zuweilen sieht man plötzlich durch den Wasserspiegel auf den klaren Grund und vergißt darüber das Bild auf der Oberfläche. So sah er jetzt nicht mehr die Tochter aus dem trüben Schreinerhaus, sondern das Kätherle von damals, als er wieder ans Leben, ans Bessere glaubte, kurz nach seiner Heimkehr. Da war sie ihm so wehmütig heiter entgegengelassen. „Gott sei Dank“, hatte sie gemacht und ihm ein übers andermal die Hand gedrückt, „ich hab' schon mit dem Vadder euret wegen gesprochen und ich glaub', ich glaub', er braucht einen Helfer.“

Nun war es eben so gekommen, nicht durch ihre Schuld, nicht durch die Hand; war ja egal. Man haut in solchen Fällen immer daneben. „Ja vom Sepp“, sagte er so mild als möglich, „und wenn es eine um ihn verdient hat, so —“ er sagte, „bleibt es doch besser bei mir.“ Da sie sich nicht rührte, setzte er dumpf hinzu: „Ich bete alle Nacht für den armen Kerl, daß ihm die Kraft verbleibe, dort anzuhalten, wo er Schwefel und Quecksilber muß fördern, bis die zehn Jährlein herum sind. Weil er geglaubt hat, sich und die Kameraden an dem vermaledeiten Folternacht vom Lager rächen zu müssen —. Na ja, keine zehn Sous hätte man für sein Leben gegeben. Man muß schon sagen, der Colonel, was der Oberst heißt, hat noch so was von Herz gezeigt, wie er ihn zu den Minen bequadvigte.“ Er schwieg. Zwischen den Silberpappeln blaute ein Strich dunkler Berge auf lichtgrünem Grund. Er hatte das schon lange nicht mehr gesehen und meinte, das lasse auf einen guten Regen hoffen.

„Zehn Jahre“, klagte sie.

„Viere sind herum und das gelbe Fieber hat er über-

standen.“ Die Hand suchte Halt bei ihm. Er hätte sie gerne gedrückt, fand aber, es passe sich jetzt nicht. Er überschlug in Eile, was alles er vor dem Sepp voraus habe, fand auf einmal die ganze Geschichte von vorhin auf der Bank sandumm und glaubte schließlich sagen zu dürfen: „Ihr tut mir alle so leid.“

„Ach wir“, schluchzte sie. Das traf ihn vollends. Eigentlich hatte er das Gleiche gemeint. „Freilich“, sagte er, „man sollte still sein mit dem Seinigen, wo man doch daheim sein darf und als mal reden, wie einem drum ist. — „So wie jetzt“, dachte er, da fing sie wieder an: „Warum hast du so lange — damit gezaudert?“

„Ich hatte es ihm in die Hand gelobt.“

„Ja so ist er.“

„Und gedenkt, einmal kommt es doch heraus, durchs Note Kreuz oder so.“

„Und dann?“

„Was dann?“

„Wie es immer nicht herausgekommen ist?“

„Was die fragen konnte — und mit welchem Recht?“

Gewiß, er hatte gedroht, aber warum, nur auf das dumme Gefalbere hin wegen dem Babettl? Er war doch aufgekündigt, hinausgeekelt von der Kalle, Hochnäsgen, die ihn einmal schwach gesehen hatte. Fertig, ab und Schluß damit.

„Man ist auch nur ein Mensch“, posterte er heraus. Und wenn du nicht alles weißt, so weißt du doch, wer sich hinterm Vadder gesteckt hat und nicht gerührt, bis es so weit hat kommen müssen. Na und da —

„Da?“

„Dabe ich Rache geschworen! Zum Abschied sollte alles bekannt werden, jawohl!“

„Und jetzt?“ Sie erstikte fast.

Ja, jetzt, war es halt wieder anders, der Himmel voll Sterne und der Bach voll Gold und ein Herz voll Treue und eines voll Reue und eins aus andre geknüpft durch ein toternstes Geheimnis. Noch war nichts verraten, nichts verschert, noch verschüttet. „Käther“, sagte er so leise, daß sie erst begriff, als sie seine Hand fühlte. „Ich denke, bei dir ist's am besten aufgehoben, und wenn du willst, ich warte mit dir.“

Da sagte sie mit festem Druck seine lahme Rechte. „Ja, laß uns warten“, hat sie.